

VIRUS

Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin

Band 17

Schwerpunkt: Medikalisierte Kindheiten. Die neue Sorge um das Kind
vom ausgehenden 19. bis ins späte 20 Jahrhundert

Herausgegeben von

Elisabeth Dietrich-Daum, Michaela Ralser und Elisabeth Lobenwein

für den Verein für Sozialgeschichte der Medizin

Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2018



Elisabeth Malleier

Die Sorge, meine Akte und ich

English Title

Reflections on Care, My Children's Home Files and Me

Summary

In this paper I will reflect on my own experience in a children's village and my files from the perspective of a historian and in critical discussion about the relationship between science, autobiographical knowledge and social class within the scientific community.

Key words

South Tyrol (Italy), children's village, autobiographical knowledge, scientific knowledge, social class, 1970-ies, World War II., family research

Einleitung

Die Arbeit zu diesem Beitrag fängt dort an, wo die der anderen Verfasser/-innen aufhört, nämlich jenseits der eigenen formal-wissenschaftlichen Qualifikationen.¹ Dieses „Weiter-Gehen“, dieses über den Rahmen des Wissenschaftlichen Hinausgehen, ist daher auch kein klassischer Forschungsbericht, sondern ich werde hier versuchen, meine langjährige wissenschaftliche Arbeit, in der ich mich u. a. auch mit der Entstehungsgeschichte früher Kinderschutzvereine beschäftigt habe, mit meiner eigenen Kindheitserfahrung einer sogenannt vulnerablen Kindheit, zu der auch ein mehrjähriger Kinderheimaufenthalt in den 1970er-Jahren in Südtirol

¹ Der diesem Forumsbeitrag zugrundeliegende Vortrag kann unter Radio Freirad (Innsbruck) nachgehört werden. Online unter: <https://cba.fro.at/345648> (letzter Zugriff: 15.05.2018).

gehört, in Verbindung zu bringen.² Dieser Beitrag stellt den Versuch einer Verflechtung von Erfahrungswissen in Auseinandersetzung mit der eigenen Familiengeschichte dar und geht zugleich der Frage nach, ob und wie sich die eigenen Kinderheimerfahrungen mit dem Beruf der Wissenschaftlerin vertragen – oder eben nicht.³ Dabei richtet sich mein Blick insbesondere auf die Generationenfolge im zeithistorischen Kontext und die Vererbung des sozialen Status. Eine wichtige Rolle spielt dabei die Geschichte des Nationalsozialismus, insbesondere die sogenannte Südtirol-Option.⁴

Akten, Geschichte, Familie

Die Geschichte meiner Familie ist voller „Fallgeschichten“, ein Fundstück, wie es sich der/die engagierte Wissenschaftler/-in nur wünschen kann. Es gibt Psychiatrie- und Kinderheimakten, Fürsorgeakten und Zöglingskarteien aus der NS-Zeit, nicht auffindbare oder – für mich – nicht zugängliche Akten zu meiner Familie, es gibt erfundene Informationen auf Meldezetteln, falsche Informationen, doppelt ausgefüllte Formulare mit unterschiedlichen Inhalten u. a. m.

Zudem existieren Akten aus der NS-Zeit, die mir bei meiner Recherche – scheinbar zufällig – nicht ausgehändigt wurden, wie jene eines bei Kriegsende ermordeten Bruders meiner Großmutter. Im April 1940 wurde er, wie aus dem Optionsakt ersichtlich, von den Südtiroler Nazis in den Umsiedlungs-/Optionsakten als „asozial“, „gemeingefährlich“ und „zum dringenden Abschub“ empfohlen. In Wien befinden sich die Volksgerichtsakten zum Prozess gegen die Mörder. Meine Großmutter hat nie erfahren, wie er gestorben ist, ich selbst weiß es erst seit Anfang diesen Jahres und nach 30 Jahren in Österreich.⁵

Ebenfalls in den Optionsakten wird im Jahr 1940 eine Schwester derselben Großmutter, deren Mann und ihre minderjährigen Kinder (sechs von insgesamt acht waren damals im Alter zwischen vier und 13 Jahren) – ebenfalls von Südtiroler Nazis – folgendermaßen charakterisiert und kriminalisiert: „Der Vater, die gantze [sic!] Familie ist Arbeitsscheu [sic!].“ Diese Familie

2 Vgl. Elisabeth MALLEIER, „Kinderschutz“ und „Kinderrettung“. Die Gründung freiwilliger Vereine zum Schutz misshandelter Kinder im 19. und frühen 20. Jahrhundert (Innsbruck–Wien–Bozen 2014). Die Publikation stellt die Forschungsergebnisse aus einem vom FWF geförderten dreijährigen Forschungsprojekt (Projektnr. P 22233) am Institut für Geschichte der Universität Wien vor; s. a. Zugerichtet für ein Leben in Armut, online unter: <https://derstandard.at/1324170365108/Fruher-Kinderschutz-Zugerichtet-fuer-ein-Leben-in-Armut> (letzter Zugriff: 07.04.2018).

3 Siehe dazu auch: Elisabeth MALLEIER, Ehemalige Heimkinder und die Wissenschaft, in: Kidoakutell, Zeitschrift des Südtiroler Kinderdorfs Brixen (1. Mai 2016), 5, online unter: <http://www.alphabetaverlag.it/de/Book/rabenmutterland/978-88-7223-250-7> (letzter Zugriff: 05.08.2017).

4 Vgl. Elisabeth, MALLEIER, Rabenmutterland (Meran 2016, 2017).

5 Vgl. Elisabeth MALLEIER, Der Bruder meiner Großmutter, in: Sonntagsblatt. Bozen (30. April 2017), 22–23; Elisabeth MALLEIER, Hohenberg bei Lilienfeld, 21. April 1945, in: Zwischenwelt 1–2 (Wien 2017), 7–8; online unter: <http://www.erinnern.at/bundeslaender/niederoesterreich/elisabeth-malleier-hohenberg-bei-lilienfeld-21.-april-1945-1> (letzter Zugriff: 04.04.2018). Ausführlich siehe: Stefan LECHNER, Die Absiedlung der Schwachen in das „Dritte Reich“. Alte, kranke, pflegebedürftige Südtiroler 1939–1945 (Innsbruck–Bozen–Wien 2016). Im April 2018 wurde in Hohenberg eine Gedenktafel enthüllt, die an die Opfer dieses „Endphaseverbrechens“ erinnert, Programm der Veranstaltung online unter: <http://theodorkramer.at/termine/einweihungsfeier-gedenktafel-am-friedhof-in-hohenberg/> (letzter Zugriff: 04.04.2018).

hat überlebt.⁶ Im September 1940, dem Zeitpunkt ihrer Umsiedlung, gingen die Auswandererzahlen umsiedlungswilliger Südtiroler/-innen „heim ins Reich“ bereits zurück. Daher versuchte man, das zwischen dem Deutschen Reich und Italien vereinbarte Auswandererkontingent von 200 bis 250 Personen pro Tag mit solchen Personengruppen zu füllen, die man rasch verschicken konnte, weil sie kein abzulösendes Eigentum hatten, weil sie von der Fürsorge unterstützt wurden oder weil sie krank oder behindert waren und daher nicht in das vom „Führer“ versprochene „geschlossene Siedlungsgebiet“ für Südtirol-Umsiedler/-innen passten, das nur für „erbgesunde und rassenreine Volksgenossen“ vorgesehen war.⁷

Archive, Recherchen, Schreiben

Angefangen habe ich mit meinen Familienrecherchen im Sommer 2013, nach dem Abschluss eines dreijährigen FWF-Projektes an der Universität Wien zum Thema Kinderschutzvereine, dessen geplante Fortsetzung leider nicht bewilligt wurde. In den damals gerade entstehenden Heimkommissionen gab es kein Interesse an meiner eben fertiggestellten Studie zur Geschichte freiwilliger Kinderschutzvereine für misshandelte Kinder und – trotz mehrfacher Anfragen meinerseits – auch keine Möglichkeit der Mitarbeit und ich wurde arbeitslos.

Ich beschloss daher, mich der Erforschung meiner eigenen Familiengeschichte zu widmen, von der ich bis zu diesem Zeitpunkt kaum etwas wusste. Dabei dachte ich ursprünglich an eine Recherche zu meinen beiden alleinerziehenden Großmüttern, beide um 1900 geboren, die eine Witwe mit drei Kindern unter sechs Jahren, die andere mit einem „ledigen“ Kind, die im Zuge der Option mit ihren Kindern ins Deutsche Reich auswanderten und beide Anfang der 1950er-Jahre wieder nach Südtirol zurückkehrten. Damals wusste ich noch nichts vom Aufenthalt meines bereits lange verstorbenen Vaters, geboren 1930 – er trank sich mit 55 Jahren zu Tode und starb 1985 –, in diversen Gauerziehungsheimen in Tirol und Vorarlberg.⁸

Mit dem Schrecken dieses neuen Wissens blieb ich erst einmal allein. Meine Versuche, Zeitzeugen aus den Gauerziehungsheimen Fügen und Jagdberg, in denen mein Vater als Jugendlicher interniert war, über einen Aufruf in der „Tiroler Tageszeitung“ oder im „20er“, der Innsbrucker Straßenzeitung, zu finden, scheiterten an den jeweiligen Redaktionen – der Leserbrief wurde nicht veröffentlicht.⁹

6 Siehe dazu: Elisabeth MALLEIER, „Der Vater, die ganze Familie ist Arbeitsscheu.“ Eine Optionsgeschichte, in: Horst Schreiber / Elisabeth Hussl / Martin Haselwanter, Hg., Gaismair-Jahrbuch 2018. Im Zwiespalt (Innsbruck–Wien–Bozen 2017), 71–76.

7 Zu den Auswanderungskontingenten siehe: LECHNER, Die Absiedlung, wie Anm. 5, 115. Zur Diskussion für dieses „geschlossene Siedlungsgebiet“ für die Südtiroler Deutschlandoptanten, aus dem zuerst die dort ansässige Bevölkerung vertrieben werden sollte, standen u. a. Gegenden wie Galizien, Wolhynien, Burgund, Elsass oder die Krim zur Debatte; siehe: Helmut ALEXANDER / Stefan LECHNER / Adolf LEIDLMAIR, Heimatlos. Die Umsiedlung der Südtiroler (Innsbruck–Bozen–Wien 1993), 79–80.

8 Inzwischen gibt es eine ausführliche Studie zu den Kinderheimen in Tirol und Vorarlberg, siehe: Michaela RALSER / Nora BISCHOFF / Flavia GUERRINI u. a., Heimkindheiten Geschichte der Jugendfürsorge und Heimerziehung in Tirol und Vorarlberg (Innsbruck–Bozen–Wien 2017).

9 Vonseiten der Institutionen unterstützten mich damals ein Historiker aus dem Vorarlberger Landesarchiv, eine Sozialarbeiterin in Kufstein und der Leiter des Stadtarchivs in Innsbruck, Likas Morscher

Außerdem kam es während der Recherchen über meinen Vater zur für mich absurden Situation, dass ich als Tochter meines vor drei Jahrzehnten verstorbenen Vaters die Fürsorgeakten aus der Nachkriegszeit nicht einsehen durfte, die ich als Projektarbeiterin eines wissenschaftlichen Forschungsprojektes ohne Weiteres einsehen hätte können.¹⁰ Hier wird deutlich, dass es in der Wissenschaft auch heute noch denkunmöglich zu sein scheint, dass Wissenschaftler/-innen und Heimkinder etwas miteinander zu tun haben können, vielleicht sogar beides in derselben Person vereinigen oder entsprechende familiäre Verbindungen bestehen. Die Rolle der „Forschenden“ und der „Beforschten“ sind hier ganz klar getrennt und miteinander unvereinbar und veranschaulichen, in welcher sozialen Schicht die Heimkinder und in welcher die Wissenschaftler/-innen in einem solchen Wissenschaftsverständnis zugeordnet werden.

Fragen, die sich während meiner Recherchen, die gelegentlich einem Hindernislauf glichen, aufdrängten, waren solche, die in ähnlicher Weise auch von Christine Hartig¹¹ gestellt wurden, wie: Wer hat die Macht und überhaupt erst das Wissen, um die richtigen Fragen zu stellen? Wer hat die Möglichkeit, die gegebenenfalls in den Archiven liegenden Antworten zu suchen und einzusehen? Wer interpretiert die Geschichte? Und zwar auch die von Einzelpersonen und im zeithistorischen Kontext? Jenseits der persönlichen Erschütterungen, die Familienrecherchen auslösen können, geht es mir als Wissenschaftlerin auch darum: Wie kann man, wie kann ich, diese Geschichte thematisieren – und zwar so, dass sich der Blick nicht nur im Privaten verfängt, sondern so, dass auch ihre gesamtgesellschaftliche Relevanz deutlich wird? Dabei sehe ich mich durchaus als jemand, der für viele Menschen aus der sogenannten Unterschicht spricht, die eine ähnliche Familiengeschichte haben und die nicht sprechen, nicht fragen können und die nicht gehört werden. Kurzum, die Frage lautet: Wie ist ein widerständiges Sprechen möglich? Ein „talking back“?

Dann gibt es da noch die Fragen nach dem Verhältnis von Privatsphäre und Wissenschaft, von Behörden und Amtsgeheimnis, etwa die Frage, wem die über eine Person erstellten Akten gehören bzw. ob sie von den Betroffenen eingesehen werden können. Inzwischen können die Betroffenen selbst ihre Akten einsehen, was von engagierten Wissenschaftler/-innen und Menschen aus dem Sozialbereich gemeinsam mit Betroffenen durchgesetzt wurde. Eine Frage ist auch, wessen Akten unter welchen Umständen ohne Einverständnis eingesehen werden dürfen.¹² „Privatsphäre“ muss man sich leisten können, zugleich dient das Argument „Privatsphäre“ aber auch zum Verschleiern von Privilegien und zum Machterhalt. Insofern ist dieser Beitrag

10 Vgl. Elisabeth MALLEIER, Mein papierner Vater. Von Ämtern, Behörden, Dokumenten und der Wahrheit, in: Monika Jarosch / Elisabeth Genslueckner / Martin Haselwanter u. a., Hg., Gaismair-Jahrbuch 2015. Gegenstimmen (Innsbruck–Wien–Bozen 2014), 176–182.

11 Christine HARTIG hielt gemeinsam mit Sylvelyn HAEHNER-ROMBACH auf der diesem Band zugrundeliegenden Tagung „Medikalisierte Kindheiten“ den Vortrag: Institution, Zeitzeugen, Narration: Re-Konstruktionen der Innsbrucker Kinderbeobachtungsstation. Zum Nachhören online unter: <https://www.uibk.ac.at/congress/medikalisiertekindheiten/audiodokumentation/> (letzter Zugriff: 15.05.2018).

12 So war beispielsweise am 13. März 2015 in einem Artikel in „Die Presse“ zu lesen, dass ein Salzburger Krankenhaus dem Landesarchiv 23.500 Psychiatriekrankenakten aus den Jahren 1850 bis 1969 (!) übergeben habe und diese nun „der Forschung offen“ stünden, d. h. in der Regel anonymisiert „bei begründetem wissenschaftlichen Interesse“ verwendet werden könnten. Claudia Lagler, Psychiatrie: 23.500 Schicksale, in: Die Presse (13. März 2015), online unter: http://diepresse.com/home/science/4684980/Psychiatrie_23500-Schicksale?from=suche.in-tern.portal (letzter Zugriff 15.05.2018).

auch ein bewusstes Überschreiten dessen, was ansonsten als „Privatsache“ tabuisiert und unausgesprochen bleibt.¹³

Die Kinderdorf-Akten – Aktenwissen versus Erfahrungswissen

Um wieder auf das Thema der Akten zu kommen: Ich kehre hier zu einer der Aktenarten meiner Familie zurück, nämlich den (unvollständigen) Akten aus dem Südtiroler Kinderdorf in Brixen, in dem mein Bruder zwei Jahre und ich insgesamt drei Jahre verbrachten. Die vorhandenen Akten stammen aus meiner ersten Zeit im Südtiroler Kinderdorf im Alter von zehn bis zwölf. Leider gibt es keine Unterlagen zu meinem zweiten Aufenthalt im Alter von 13 bis 14 Jahren, dem letzten Schuljahr und meinem letzten Jahr im Kinderdorf.

Zum Südtiroler Kinderdorf ist zu sagen, dass ich dort – im Gegensatz zu den auf der Tagung und in diesem Schwerpunktband beschriebenen Kindern in Institutionen – die glücklichsten Jahre meiner Kindheit verlebt habe. Und das trotz des damaligen völkisch angehauchten Konzeptes („Schutz der deutschen Minderheit“, „deutsche“ Kinder sollten nicht in italienischen Kinderheimen „italianisiert“ werden), trotz sehr traditioneller Geschlechtervorstellungen, trotz fehlender pädagogischer Ausbildung der damaligen Kinderdorfmütter und auch trotz gelegentlicher Skandale in der Personal- und Finanzgebarung der Kinderdorforganisation.¹⁴ Die Wahrnehmung von Kindern kann eine völlig andere sein als die von Erwachsenen oder auch die Außenwahrnehmung, aber natürlich gibt es auch unter den Kindern unterschiedliche Perspektiven.

Wenn ich mir die Akten meines Bruders Theo (1963–1980) und meine eigenen ansehe, so kann ich dies unter zwei Perspektiven, sozusagen mit zwei unterschiedlichen Brillen, tun: einmal als Wissenschaftlerin, als Historikerin, die sich mehrere Jahre mit der Entstehungsgeschichte von Vereinen zum Schutz misshandelter Kinder im 19. und frühen 20. Jahrhundert befasst hat. Ich kann mich fragen, welche Vereinsziele und Erziehungsprinzipien in den frühen 1970er-Jahren im Südtiroler Kinderdorf herrschten, oder grundsätzlicher: In welchem gesellschaftspolitischen Kontext wurde die Einrichtung gegründet? Wer waren die Spender/-innen, welche Motive hatten die Gründer/-innen? Ich könnte Vergleiche mit älteren Vereinen anstellen und herausfinden, welche Fragen und Informationen über Kinder in schwierigen Situationen wann und von wem für wichtig erachtet wurden. Sogenannte eigene Formulare und Erhe-

13 Ein eindrückliches Beispiel einer „doppelten“ Verleugnung der eigenen Herkunft, einerseits der der Herkunft aus dem Arbeiter/-innenmilieu im Wissenschaftsbetrieb und andererseits der der eigenen Homosexualität im Herkunftsmilieu ist die Autobiografie von Didier ERIBON, Rückkehr nach Reims (Berlin 2016). Meine eigenen Überlegungen zum Thema soziale Herkunft aus der Unterschicht und Wissenschaftsbetrieb habe ich erstmals reflektiert in: Elisabeth MALLEIER, Stranger than Paradise. Die doppelten Böden akademischer Sozialisation von ArbeiterInnentöchtern, in: AUF 92 (1996), 92, 34–36 sowie in diversen Vorträgen in Hallstatt (Momentum 2009), Wien (2014) und Florenz (2015): Wessen Wissen ist wie viel wert? Reflexionen über den Zusammenhang von sozialer Herkunft, Wissenschaft und Feminismus.

14 Horst SCHREIBER / Wilfried VYSLOZIL, SOS-Kinderdorf – die Dynamik der frühen Jahre. Eine Spurensuche jenseits der Klischees (Innsbruck 2001), 187. Meine soeben abgeschlossene Studie „Der Kinderdorfgründer Sebastian Ebner und der Nationalsozialismus“ wurde vom Zukunftsfonds Austria gefördert (P17–2696).

bungsbögen wurden von engagierten Frauen und Männern der Kinderschutzvereine bereits im 19. Jahrhundert erstellt.¹⁵

Ich kann aber auch das, was ich in den Akten lese, mit dem vergleichen, was ich erinnere, meine Erinnerung mit oder gegen das „Aktengedächtnis“ stellen. Ich kann diese Akten, anstatt sie als „Gedächtnis der Verwaltung“ zu betrachten, die mit dem Anspruch aufwarten, eine „objektive Wirklichkeit“ zu beschreiben,¹⁶ meinen eigenen Wahrnehmungen bzw. meinen Erinnerungen daran gegenüberstellen. Ich kann in diesen Akten möglicherweise etwas über mich, mehr noch aber über die Sicht auf das Kind Elisabeth durch die damalige Kinderdorfverwaltung erfahren. Ich kann den Inhalt mit meinen eigenen Erinnerungen abgleichen und – nicht zuletzt dank meiner wissenschaftlichen Ausbildung – eine kritische Distanz herstellen. (Die Frage ist nur, unter welchen Bedingungen ich das tun kann – nämlich als unbezahltes „Privatvergnügen“.)

Ich werde hier nicht im Detail auf den Inhalt meiner Akte und die meines Bruders eingehen – diese Freiheit nehme ich mir. Eine kleine Auffälligkeit möchte ich aber erwähnen, die ein Licht auf die Institution wirft. Im Zuge der Aufnahme ins Kinderdorf wurden zwei Fragebögen in zwei unterschiedlichen Versionen zu mir erstellt. Sie sind fast identisch ausgefüllt, der eine ist von meiner Mutter unterschrieben, der andere nicht. Sie unterscheiden sich aber darin, dass in der unterschriebenen Akte die Angaben zu meinen „schlechten Eigenschaften“, nach denen der Fragebogen auch fragt, fehlen – nämlich: „eigensinnig, trotzig“.¹⁷ Unsere Akten sind nicht sehr umfangreich, das ist meist ein gutes Zeichen, denn das heißt, dass man von der Institution in Ruhe gelassen wurde. In meiner Akte fehlen allerdings Angaben zu mindestens zwei von mir erinnerten Ereignissen, die ihre Spuren in den Schriftstücken ebenfalls hinterlassen haben sollten – zumindest nach meiner Einschätzung der Logik und des Konzeptes von *Sorge* im damaligen Südtiroler Kinderdorf.¹⁸

Was in der Akte fehlt:

- 1) Unterlagen bzw. ein Bericht über das Ende meines Sommeraufenthaltes zum „Kindsen“ (auf Kinder aufpassen) im Gadertal im Alter von zehn Jahren, das heißt im zweiten Jahr meines Kinderdorfaufenthaltes, wo mich die Gastfamilie mit 40 Grad Fieber und einer Nierenbeckenentzündung ins Kinderdorf zurückbrachte. In der Akte vermerkt wurden damals zwar die medizinische Behandlung und die baldige Besserung, nicht aber die Umstände der Rückkehr ins Kinderdorf. Ich selbst erlebte dieses Geschehnis damals so, dass

15 Zu den Erfahrungen einzelner Recherchent/-innen und zur Problematik des „freiwilligen Engagements“ im Zusammenhang mit der Achtung der Privatsphäre der „besuchten“ Familien und ihrem Widerstand dagegen siehe u. a., in: MALLEIER, Kinderschutz, wie Anm. 2.

16 Vgl. Michaela RALSER / Anneliese BECHTER / Flavia GUERRINI, Regime der Fürsorge. Eine Vorstudie zur Geschichte der Tiroler und Vorarlberger Erziehungsheime und Fürsorgeerziehungssysteme der Zweiten Republik (Innsbruck 2014), 58.

17 Nachdenken kann man dabei über verschiedene Verwendungszwecke unterschiedlich ausgefüllter Formulare in Institutionen.

18 Aus den Akten ersichtlich ist etwa die Sorge, dass uns Kindern außerhalb des Kinderdorfes etwas passieren könnte und die Verantwortung dafür beim Kinderdorfverwalterehepaar liegen würde. Daher wurde sehr darauf geachtet, dass Angehörige, die die Kinder für einige Tage „mitnahmen“, z. B. in den Ferien, einen Revers unterschrieben, in dem sie erklärten, die Verantwortung für das Kind zu übernehmen.

mich die „Gasteltern“ nicht zum Arzt brachten, sondern mich wie eine defekte Maschine im Kinderdorf ablieferten und danach auf Nimmerwiedersehen verschwanden. Was ich zu jener Zeit nicht verstand, war, dass ihr Verhalten zumindest zum Teil auch dem Sorge- und Verantwortungskonzept in der Vereinbarung zwischen Kinderdorf und Arbeitgeber/-innen entsprang, und demnach fiel die ärztliche Versorgung des Kindes in die Verantwortung des Kinderdorfes.

- 2) Der Bericht über das Weglaufen mit einer Freundin aus dem Kinderdorf mitten in der Nacht im Alter von 13 Jahren. Die Freundin hatte von ihrer Mutter einen Brief bekommen, in dem sie schrieb, dass sie ihre Tochter nicht zu sich nehmen könne, weil sie selbst in „einem Loch“ wohne. Das Mädchen nahm diese Bezeichnung wörtlich und wir suchten bei unserer Ankunft am nächsten Morgen (wir waren zu Fuß gegangen, per Anhalter gefahren und hatten einen Teil der Nacht im Bahnhof in Klausen verbracht) im ca. 30 Kilometer entfernten Bozen in der Nähe des Bahnhofs nach „Löchern“, das heißt Höhlen im Berg. Zum Thema „Kinder, die weglaufen“ gibt es in diesem Band einen eigenen Beitrag: von Nora Bischoff. Für mich entstanden jedenfalls mehrfach Situationen, in denen ich als Kind und Jugendliche durch Weglaufen, Weggehen, Verweigerung meinem Leben eine positive Wende geben konnte. Weglaufen kann für Kinder in Not durchaus eine sinnvolle Option darstellen.

So weit zu den – nach meinem Verständnis – fehlenden Bruchstücken in der Kinderdorfakte. Insgesamt aber sind meine Erinnerungen an die Zeit im Kinderdorf vor allem die einer grenzenlosen Erleichterung, endlich von der ganzen Verwandtschaft und der emotionalen Geiselhaft – auch Gewalt – weg zu sein. Es war für mich wie eine zweite Geburt, so habe ich es damals empfunden. Es war Freude, Bewegungsfreiheit im Grünen (an einem Ort, den man heute als autofreie Siedlung bezeichnen würde), und es waren viele andere Kinder da. Eine Kinderdorf-freundin von mir formulierte dieses Freiheitsgefühl so: „Was gut war, war, dass es kaum Erziehung gab. Wir Kinder waren die meiste Zeit unter uns, ohne einen Erwachsenen. So hat uns niemand gegängelt. Das hat uns gutgetan. Wir wurden nicht verformt. Ich glaube, dass viele sich zu Freigeistern entwickelt haben.“¹⁹

Wahrscheinlich war das Kinderdorf damals der beste Unterbringungsort für Kinder in Südtirol. Ich und viele der anderen Kinder waren froh, dort zu sein, aber ich kann natürlich nicht für alle sprechen. Vieles von diesem positiven Lebensgefühl wurde allerdings dadurch zerstört, dass man die Jugendlichen des Südtiroler Kinderdorfes noch bis in die 1970er-Jahre nach Beendigung der Pflichtschule, das heißt mit ca. 14 Jahren, von einem Tag auf den anderen buchstäblich vor die Tür setzte.²⁰

19 Menschen. Kinder. Geschichten. 60 Jahre 1955–2015. Südtiroler Kinderdorf (Brixen 2015), 11.

20 Im Gegensatz dazu gab es im SOS-Kinderdorf in Österreich zu diesem Zeitpunkt bereits Nachbetreuungseinrichtungen. Eine frühe Arbeit zum Thema „Care Leaver“ ist: Aloisia GRAF, Übergangsprobleme bei Jugendlichen aus Südtiroler Kinderdorffamilien, unveröffentlichte Diplomarbeit (Universität Innsbruck 1986). Neuere Arbeiten mit Kinderdorf-Bezug sind u. a.: Christine LIENHART / Bettina HOFER, Dass sie das weiterhin so machen. Aber sie könnten's ein wenig verbessern, tät i schon sagen. Die Perspektive von Care Leavern als zentraler Zugang von Praxisforschung und Entwicklung, in: Sozialarbeit in Österreich 2 (2016), 24–28; online unter: <https://www.sos-kinderdorf.at/aktuelles/die-perspektive-von-care-leavern-in-der-praxisfors> (letzter Zugriff: 15.05.2018). Siehe auch: Jasmin Barbara SCHEIKL, SOS-Kinderdorf. Fremdunterbringung und Übergang in die Selbstständigkeit aus

In meiner Akte gibt es natürlich auch „Medizinisches“ – das war Teil der Standardformulare: eine „Gesundheitskarte“, ein „Krankenblatt“ mit Familienanamnese – ebenfalls ein Ausdruck der *Sorge* der Institution. Auch da wurde wieder mein „Trotz“ erwähnt: „Elisabeth ist ein sehr trotziges Kind, nimmt die Tbl. nicht regelmäßig, daher kein Erfolg.“ Von den Tabletten, um die es dabei ging, ist auch im Beitrag von Ursina Klauser in diesem Band zu lesen. Es war Tofranil, ein leichtes Antidepressivum, das meinem Bruder und mir gegen das Bettnässen verabreicht wurde.²¹ Ich erinnere mich weder an die Tabletteneinnahme noch daran, ob die Tabletten geholfen haben.²² Außerdem gibt es in der Akte einen „Kinderuntersuchungsbogen“ des Pädiatrischen Fortbildungskongresses in Brixen 1972. Mir ist dazu kaum etwas in Erinnerung – höchstens die Tests, die wir gelegentlich machten, so mussten wir beispielsweise etwas zeichnen. Besser im Gedächtnis ist mir das Chorsingen der Kinderdorfkinder bei diversen Ärzte- und Ärztinnenkongressen in Brixen.²³ Wie ich inzwischen weiß, handelt es sich dabei um eine sehr alte Methode, um Spenden für Kinder in Einrichtungen zu sammeln. So gab es bereits im 18. Jahrhundert berühmte Waisenkinderschöre, wie jene in Florenz oder Venedig. Dass es dabei um Spendensammlungen ging, war uns damals nicht bewusst und hätte uns wohl auch nicht interessiert.

Schluss

Nach den Recherchen zu meiner Familie bin ich mir sicher, dass es sehr wichtig wäre, sich die Geschichten von prekär lebenden und ausgegrenzten, heute sagt man „vulnerablen“ Personengruppen, über mehrere Generationen hinweg anzusehen, um nachhaltig helfen zu können – und zwar gerade auch in jenen Ländern, in denen der Nationalsozialismus seine unheilvollen Spuren hinterlassen hat. Das gilt aber auch für jene Menschen, die heute aus Kriegsländern zu uns kommen. Und ich denke, auch die Forscher/-innen sollten sich mit ihrer eigenen Familiengeschichte auseinandersetzen – denn möglicherweise findet sich darin der Schlüssel dazu, warum sie auf der einen und nicht auf der anderen Seite des Aktengeschehens sitzen.²⁴

der Sicht der Erwachsenen, die ehemals im SOS-Kinderdorf untergebracht waren, unveröffentlichte Masterarbeit (Universität Klagenfurt 2015), und mit Bezug auf das Brixner Kinderdorf: Andrea NAGY, Wirkungen der Heimerziehung heute. Jugendliche Perspektiven auf Autonomie und Eigenverantwortung im Übergang, unveröffentlichte Dissertation (Universität Innsbruck 2017).

- 21 Eine Psychiaterin, die ich nach der Wirkungsweise des Medikamentes fragte, erklärte mir, dass es sich dabei um ein leichtes Antidepressivum handelte, das zu einem leichteren Schlaf und damit zum Aufwachen bei Harndrang führen sollte. Eindrücklich zu seinen Erinnerungen als „Bettnässer“ siehe: Thomas BERNHARD, Ein Kind (München 2010, Erstauflage 1982).
- 22 Zu Kontakten zwischen dem Südtiroler Kinderdorf und Maria Nowak-Vogl siehe: Elisabeth DIETRICH-DAUM, Kinder und Jugendliche aus Südtirol auf der Kinderbeobachtungsstation von Maria Nowak-Vogl in Innsbruck (1954–1987) – ein Projektbericht, in: Virus. Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin 14 (2016), 249–266.
- 23 Meine Kinderdorffreundin erinnert sich, dass wir von der Ehefrau von Carl Orff unterrichtet wurden und dass wir mit Orff-Instrumenten musizierten. Es muss sich um Orffs vierte Ehefrau, Liselotte Schmitz, gehandelt haben; siehe online unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Carl_Orff (letzter Zugriff: 15.05.2018).
- 24 Zum Verhältnis zwischen sozialer Herkunft und Karriereentwicklung siehe u. a.: Michael HARTMANN, Der Mythos von den Leistungseliten. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft (Frankfurt am Main–New York 2002). Mit geschlechterspezifischem Blick auf die soziale Herkunft im Bereich

Ich möchte mit einem kleinen Gedicht schließen: Poesie und Literatur als sozusagen dritte Möglichkeit des Benennens, neben der Wissenschaft und dem eigenen Erfahrungswissen. In dem Gedicht geht es um die *Sorge*. Es stammt von Konstantin Kaiser und kommt aus einem ganz anderen Zusammenhang. In seiner Rede geht es um ein Nachdenken über den Neoliberalismus, um das Schüren von Unsicherheit, Angst und das daraus resultierende gute Geschäft von Versicherungen.²⁵ Er schließt mit einer Verszeile, einer poetischen Darstellung der Verbindung von Vergangenheit, Angst und Zukunft. Ich möchte diese Zeilen hier mit dem Leben sogenannter vulnerabler Kinder und Erwachsener in Verbindung bringen, mit einer Langzeitfolge von prekären Lebensverhältnissen, die sich – wie hier an (m)einem Beispiel ausgeführt – oft über Generationen erstrecken, einer Art Gleichgewichtsstörung, nicht die *Sorge* der Institutionen, sondern die der Menschen.

„Im weißen Sorgenwald / hocken die Sorgen /
Gesternangst wird Übermorgen / Vorgestern Morgen.“

Informationen zur Autorin

Dr. Elisabeth Malleier lebt und arbeitet als Historikerin und Angehörige des akademischen Prekariats in Wien, E-Mail: elisabeth.malleier@unvie.ac.at. Demnächst erscheint der von ihr und Marlene Messner herausgegebene Tagungsband: Agnes, Ida, Max und die anderen. NS-„Euthanasie“ und Südtirol. Vergessen und erinnern (Meran 2018).

der Wissenschaft siehe u. a.: Inken LIND, Aufstieg oder Ausstieg? Karrierewege von Wissenschaftlerinnen. Ein Forschungsüberblick (Bielefeld 2004), und Christina MÖLLER, Wie offen ist die Universitätsprofessur für soziale Aufsteigerinnen und Aufsteiger?, in: Soziale Welt. Zeitschrift für sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis 3 (2013), online unter: http://www.soziale-welt.nomos.de/fileadmin/soziale-welt/doc/Aufsatz_SozWelt_13_04.pdf (letzter Zugriff: 15.05.2018).

25 Konstantin KAISER, Die Zerstörung der Gegenwart durch die Raserei der Sorge. Rede anlässlich der Verleihung des Goldenen Verdienstzeichens der Stadt Wien 2008, s. a. in: Zwischenwelt 3–4 (2009), 33–35.